

ANJA BENGELSTORFF

# **Laufschuhe made in Kenya**

**Ein eigener  
Profi-Schuh  
macht Nike & Co.  
Konkurrenz.**

Am 16. September 2018 betritt ein Mann aus Kenya eine Berliner Strasse und fängt an zu laufen. Nach zwölf Kilometern hat er eine 18-Sekunden-Lücke zum nachfolgenden Ex-Weltrekordler gerissen. Nach 21 Kilometern, der Halbmarathon-Strecke, ist er 39 Sekunden schneller als der Weltrekordhalter aus dem Jahr 2014 an derselben Stelle. Nach 26 Kilometern hat sein letzter Tempomacher aufgegeben. Die restlichen 17 Kilometer des Berlin-Marathons, er läuft sie allein.

Wie er das Rennen gewann, ist schon jetzt Stoff für die Geschichtsbücher. Eliud Kipchoge aus Kenya rannte die 42,195 Kilometer in einer Geschwindigkeit, die nur wenige für menschenmöglich gehalten hatten: Er siegte nach zwei Stunden, einer Minute und 39 Sekunden. Damit war er 78 Sekunden schneller als der Weltrekordhalter vor ihm. Dies ist der grösste Abstand zu einem vorherigen Rekord in einem halben Jahrhundert.

Später, als die verblüffte Sportwelt noch versucht zu erfassen, was ein Mensch da gerade vollbracht hat, strahlt im ostafrikanischen Kenya die Sprecherin der Abendnachrichten in die Kamera. Der Triumph, der ihr Lächeln umspielt, ist subtil, aber deutlich. Eliud Kipchoge hat den Berlin-Marathon gewonnen. Einen Weltrekord aufgestellt. «Er hat die ganze Nation stolz gemacht.» Für ein paar Stunden liegt Kenya, ein tief gespaltenes Land, sich in den Armen. Ethnische Herkunft, Bildungsstand, Klasse, Geschlecht: Was die Menschen sonst trennt, ist für kurze Zeit irrelevant. Korruption, Jugendarbeitslosigkeit, vernachlässigte Krankenhäuser: vergessen. Kenyaner lieben den Sport, weil er sie fühlen lässt, was sie sein könnten: ein Land, das Respekt erfährt.

Respekt, den will auch eine 33-jährige Kenyanerin, die zu dem Zeitpunkt, als ihr Landsmann den Weltrekord bricht, zu Hause in der Hauptstadt Nairobi vor dem Fernseher sitzt. «Mir war immer klar: Wenn man in Kenya etwas erreichen will, geht das am besten durch Sport», stellt Navalayo Osembo-Ombati fest. «Weil wir richtig, richtig gut darin sind.» Osembo-Ombati ist Mitgründerin des Unternehmens Enda, das Laufschuhe «Made in Kenya» herstellt, die Kenyas Läufertradition, Sportsgeist und Gemeinschaftssinn repräsentieren sollen. «Im Sport hat jeder eine faire Chance, weil man deutlich sehen kann, wer der Beste ist. Egal, wie korrupt wir als Land sind: Im Sport zählt deine Leistung.»

Klingt gut, in der Theorie – nur standen für Osembo-Ombati und ihre Idee die Zeichen auf Sieg mehr als schlecht: Noch nie zuvor hatte jemand in Kenya versucht, einen Laufschuh zu entwickeln. Warum

auch? Es gibt ja Nike, in dessen Schuhen Eliud Kipchoge seinen Weltrekorden entgegenfliegt. Und wie auch? Kein Mensch in Kenya weiss, wie man einen Schuh herstellt, der es nun auch noch mit millionenschweren internationalen Sportherstellern aufnehmen soll. Doch dann laufen sich eine kenyanische Wirtschaftsprüferin und ein amerikanischer Marketing-Experte über den Weg und, ja, finden ihren Plan schon ein bisschen verrückt. Dass sie schlicht keine Ahnung von dem haben, was sie da herstellen und verkaufen wollen – egal. Dass sie trotzdem ihre gutbezahlten Jobs aufgeben für eine übergeschnappte Idee, dass sie durchhalten und drei Jahre später ihr zweites Modell auf dem Markt präsentieren können, erzählt auch etwas über ein Land, in dem Menschen sich etwas trauen, weil für sie Scheitern kaum mehr als ein diffuses Flimmern ist.

Navalayo Osembo-Ombati, die ahnungslose Schuh-Macherin, ist zierlich, mädchenhaft und viel zu reserviert für eine Frau mit einem solch irren Geschäftsplan. Sie spricht zu schnell und verschluckt die Endungen mancher Worte. Wäre sie Sportlerin, könnte man sie sich als unerfahren im Training vorstellen: Sie läuft zu schnell an und gerät vor dem Ziel ins Stolpern. An der London School of Economics hat sie einen Abschluss gemacht, in den USA, in Äthiopien und Tansania als Juristin und Wirtschaftsprüferin gearbeitet. Höflich lobt sie die Erfahrung, die diese Jobs ihr verschafft haben. Aber als Angestellte habe sie, neben ihren beiden Kindern, keine Zeit für ihre eigenen Ideen gehabt. «Vielleicht bin ich einfach neugierig. Ich will mich erfüllt fühlen.» Noch immer formuliert sie Sätze wie in einem Vorstellungsgespräch.

Bei einem Wettbewerb für junge Unternehmensgründer mit sozialem Ansatz präsentierte sie zu Hause in Kenya ihre Idee einer Sportschule für Kinder aus armen Familien, die sowohl eine solide schulische Ausbildung als auch eine Chance auf eine Sportkarriere bietet. Denn so sehr Kenya sich auch im Glanz seiner Athleten sonnt – Sportunterricht wird an kenyanischen Schulen häufig vernachlässigt. Das Fach ist nicht prüfungsrelevant. Die Schulabschlussnote entscheidet direkt über die Zukunft eines Kindes, und weil der Mangel an staatlichen Studienplätzen den Wettbewerb darum gnadenlos macht, opfern Schulen den Sportunterricht häufig zugunsten zusätzlicher Lernzeit für «harte» Fächer wie Mathematik oder Chemie.

Die Jury des Unternehmensgründer-Forums blieb skeptisch, aber Weldon Kennedy war neugierig geworden. Der Amerikaner, ein Kommunikationsspezialist und Experte für soziale Kampagnen, sprach Navalayo Osembo-Ombati nach dem Forum an, das er als Mentor begleitet

hatte. Sie stelle interessante Fragen, erinnert sie sich an seinen ersten Satz. Nun müsse man darüber nachdenken, wie man durch Sport die grösste Wirkung erzielen könne. Schliesslich beschlossen die beiden, Laufschuhe herzustellen. «Das klang nach einer komplett verrückten Idee», sagt Osembo-Ombati heute. Immerhin räumt sie es selbst ein. Andererseits: «Wer weiss mehr über das Laufen als wir Kenyaner? Was ist eine Läufernation ohne ihren eigenen Laufschuh?» Das Unternehmen, so versprachen sie einander, müsste nachhaltig wirtschaften, ethischen Prinzipien folgen und Kenya ökonomisch voranbringen. Enda und die Idee eines eigenen Turnschuhs für Kenya waren geboren.

Osembo-Ombati gehört zur wachsenden kenyanischen Mittelschicht. Deren Vertreter sind meistens jung, (oft im Westen) gut ausgebildet und weltgewandt. Sie verfügen über ausreichend soziales und wirtschaftliches Kapital, um nicht um ihre Existenz bangen zu müssen. Stattdessen können und wollen sie sich darum kümmern, in Afrika blühende Landschaften anzulegen. Für Osembo-Ombati ist klar: Kenya muss mehr Wirtschaftskraft aus seinem Ruf einer exzellenten Läufernation herausholen. Auch hat sie eine bestimmte Vorstellung von Entwicklung: Firmen sollen einen sozialen Anspruch haben, sie sollen den Willen haben, die Lebensumstände der Menschen zu verbessern. Faire Löhne und anständige Arbeitsbedingungen. Ihre eigene Firma soll ausserdem durch eine Stiftung Entwicklungsprojekte finanzieren. Kunden können sich für die Stiftung registrieren und bei der Auswahl der zu fördernden Initiativen mitbestimmen – zum Beispiel junge, vielversprechende Athleten in ihrer Läuferkarriere unterstützen, die sich die Wettkampfbgebühr, die Reisen zu den Läufen und die schnell verschleissenden Laufschuhe nicht leisten können. Debütanten wie Daniel Simiyu. Der steckt sich gerade seine weissen Kopfhörer in die Ohren und entspannt sich zu Gospelmusik. Der einzige Wochentag, an dem er nicht trainiert, geht zu Ende. Am nächsten Morgen, einem Montag, wird er vor Tagesanbruch seine Laufschuhe anziehen, das Modell «Iten» – jenen Schuh aus Kenya, zu dem Osembo-Ombati die Idee hatte.

Seit ein paar Monaten testet er den Schuh im Auftrag der Firma. Für einige Stunden wird er sich damit auf das wichtigste Geräusch seines Alltags konzentrieren: das leichte, rhythmische Knirschen der roten Erde unter seinen Schuhsohlen, wenn seine Füsse für den Bruchteil von Sekunden den Boden berühren. Tap-tap, tap-tap. Wieder und wieder. Und nochmals am Nachmittag, am Abend. Sechs Tage die Woche. Seit er 2016 anfang, regelmässig zu trainieren, sind

«Iten» die ersten neuen Laufschuhe, die er je besessen hat. «Vorher habe ich jeden abgelegten Schuh angezogen, den ich kriegen konnte», sagt er.

Daniel Simiyu ist 20 Jahre alt, 1,61 Meter gross, 53 Kilo leicht. Das sind wichtige Indikatoren, wenn es ums Laufen geht. Seine Hüften sind schmal wie bei einem Kind. 2018 nahm Daniel zum ersten Mal an einem offiziellen Wettlauf teil. Er ist stolz auf die 33 Minuten und 52 Sekunden, in denen er das Zehn-Kilometer-Rennen gewonnen hat. Eine Marathon-Strecke läuft er noch nicht. Darauf müsse er erst hinarbeiten, erklärt er. Aber der Marathon ist Teil seines grossen Ziels. «Ich will ein professioneller Läufer werden und mein Land international vertreten», sagt der dünne Kind-Mann, und seine Stimme, die zuvor leise war, wird fester bei diesen Worten.

Einen solchen Satz sagt nur jemand, der sich auf eine Frage nach seiner Zukunft vorbereitet hat. Jemand, der weiss, dass sein Lauftalent mit grosser Wahrscheinlichkeit das einzige Mittel ist, mit dem er es zu etwas bringen kann. Diese Chance – oder keine.

Ein paar Tage nach dem Gespräch schickt er eine E-Mail. Ein Leben in 330 Worten. Der Text klingt nicht nach ihm, sondern wie einer dieser Erlebnisberichte, die oft in kenyanischen Zeitungen stehen: schwierige Kindheit, Herausforderung angenommen, Vorbild für andere sein, aus Waisen erfolgreiche Bürger machen. Noch trainiert er, noch hat er auch seine Sprache nicht gefunden.

Daniel Simiyu stammt aus dem trockenen, infrastrukturell vernachlässigten Norden Kenyas, wo die Menschen Viehzucht betreiben und häufige Dürren oft das wenige Gras verbrennen, von dem die Tiere leben. Wenn diese anfangen zu sterben, geht den nomadischen Ethnien die Lebensgrundlage aus. Alternativen für einen Lebensunterhalt haben sie nicht. Also stehlen sie einander die Herden. Bei einem Angriff von Viehdieben auf ihr Dorf wurden Daniels Eltern getötet, er war noch sehr klein. Die Grossmutter, die Nachbarn, der Sportlehrer – der kenyanische Gemeinschaftssinn hat ihm das Leben gerettet. Er hat kein Einkommen. Dass er heute trainieren, dass er an Wettkämpfen teilnehmen und gewinnen kann, verdankt er einem guten Freund, ebenfalls Langstreckenläufer, der ihn bei sich aufgenommen hat. Und Enda.

Gut elf Jahre ist es her, da wäre Kenya fast zerbrochen. Ende 2007 explodierte nach einer von der Regierungspartei manipulierten Wahl der jahrelang aufgestaute Ärger: Auf den ersten Blick darüber, dass dem Vertreter der eigenen Ethnie die Präsidentschaft verwehrt wurde. Mit ihm an der Staatsspitze versprachen sich seine Anhänger Chancen auf Wohlstand. Ein genauerer Blick offenbarte den Verdross



über die systematische Benachteiligung mancher Volksgruppen und Regionen, über Arbeitslosigkeit, mangelnde Ausbildungs- und Aufstiegschancen, hohe Preise und Steuern, über den Diebstahl aus der Staatskasse.

Dabei hatte das Jahrtausend so hoffnungsvoll begonnen. Seit Kenyas autokratischer Präsident Daniel arap Moi 2002 nach 24 Jahren praktischer Alleinherrschaft freiwillig aus dem Amt geschieden war und der Ökonom Mwai Kibaki mit dem Versprechen, die weitreichende Korruption im Land zu bekämpfen, zum Präsidenten gewählt wurde, befand sich Kenyas Wirtschaft im Aufwind. Wie in vielen anderen afrikanischen Staaten wächst sie kontinuierlich um etwa fünf Prozent – in der restlichen Welt liegt das Wirtschaftswachstum im Durchschnitt bei drei Prozent. Kenya exportiert vor allem landwirtschaftliche Produkte wie Tee, Kaffee und Schnittblumen. Auch der Tourismus ist eine wichtige Devisenquelle. Seit Kenya 2007 M-PESA erfand, den Geldtransferdienst über das Mobiltelefon, und damit die unzähligen Menschen ohne Bankkonto in Afrika plötzlich in den Wirtschaftskreislauf einbezog, gilt das Land auch als innovativ.

Dennoch profitiert in Kenya nur eine kleine Macht-Elite, unabhängig von der Volksgruppe, vom Zugang zu Staatsressourcen. Die grosse Mehrheit der Bevölkerung leidet unter derselben Armut, ihre Kinder sitzen in denselben überfüllten Klassenräumen und sie erfahren in denselben unterversorgten Krankenhäusern keine angemessene Behandlung. Wenn dann ein Athlet wie Eliud Kipchoge in den grün-rot-schwarzen Nationalfarben Weltruhm wie Honig über Kenya ausgiesst, klebt der Triumph, der geteilte Stolz, die Menschen zu einer Nation zusammen. «Sport ist es, was uns zusammenbringt», sagt Navalayo Osembo-Ombati. «Auch wenn sich das Nachrichtenkarussell weiterdreht – wir haben es allen gezeigt! Der Stolz bleibt.»

Doch alle fünf Jahre, wenn die Würfel neu fallen und die Wähler hoffen, ihr Kreuz auf dem Wahlzettel bestimme nun endlich über ihre Zukunft, leert die nächste wirtschaftliche Flaute die Brieftaschen. Investoren reagieren zögerlich; werden sowohl Regierung als auch Opposition das Wahlergebnis anerkennen? In dieser Zeit des Ausharrens wachsen die Schuldenberge der kleinen Leute. Sie können sich den Zucker für den Tee, die Reparatur des Fahrrads, die Schulgebühren für die Kinder nicht mehr leisten, weil die Tagesjobs rar werden und sich die Auftragsbücher leeren. Seit seinem Amtsantritt 2013 hat Präsident Uhuru Kenyatta mehr Geld ausgegeben als eingenommen und damit ein riesiges Haushaltsdefizit aufgebaut. Als wäre das nicht

schon gefährlich genug, wird etwa ein Drittel des Staatshaushaltes gestohlen, wie Experten schätzen. Gleichzeitig ist in Kenya noch nie jemand wegen Korruption zu einer Strafe verurteilt worden.

«Ich liebe mein Land», sagt Osembo-Ombati. «Ich will nicht als Dritte Welt wahrgenommen werden, denn ich weiss, wir können es besser. Es ist unerträglich, wie manche Leute in Armut leben. Das ist würdelos und nimmt ihnen jede Wahl. Deswegen will ich dabei helfen, unsere Probleme in Ordnung zu bringen.» Ihr kenyanischer Sportschuh ist ihr Weg, der Versuch zweier idealistischer Köpfe ohne Wissen oder Erfahrung über Schuhdesign, seine Herstellung und Vermarktung. Manche würden sagen: der Versuch zweier Träumer.

Der Name ihrer Marke bedeutet «Lauf!» in der Landessprache Kisuaheli. «Enda!», rufen die Zuschauer in Kenya bei Wettkämpfen, um ihre Läufer anzufeuern.

Weldon Kennedy und Navalayo Osembo-Ombati mussten einen Weg finden, Kenyas Sportsgeist in einen schnellen Schuh für professionelle und semiprofessionelle Läufer zu übersetzen. Zudem musste der Schuh bezahlbar sein, denn regelmässige Läufer verschleissen mehrere Paare pro Jahr, und Second-Hand-Laufschuhe finden sich in Kenya schon für 35 Franken.

Um elf Uhr vormittags brennt die Sonne fast senkrecht auf das Städtchen Eldoret in Zentral-Kenya herunter, auf den fast gelben, kurzgeschnittenen Rasen des Eldoret Sports Club und auf das Base-Cap, das den geschorenen Kopf von Eliud Kipchoge vor der Sonne schützt. Der wahrscheinlich beste Marathonläufer aller Zeiten steht seit Stunden bescheiden abseits der Schatten spendenden Festzelte mit ihren VIP-Sitzen; es ist nicht seine Ehrung, es ist nicht sein Lauf. An diesem heissen Sonntag im Januar sucht die kenyanische Laufwelt nach jungen Talenten, von Vorschulkindern bis zu jungen Erwachsenen. Viele, sehr viele laufen die staubigen, steinigen, wurzeligen Sportplatzrunden barfuss. Oder in Badeschlappen, in Plastiksandalen, in löchrigen, vom älteren Bruder abgetragenen, viel zu grossen Turnschuhen. In Schuluniformen, Sommerkleidchen, Leggings. «Discovery Kenya» heisst das Sportereignis, und wie zustimmend prangt ein Nike-Häkchen gleich rechts neben dem Titel der Veranstaltung.

Das Symbol des Sportausstatters leuchtet auch von den Pfosten des Zieleinlaufs. Sowie von den Absperrbannern, die die Strecke markieren. Nike ist überall, denn neben dem nahe gelegenen Ort Iten ist Eldoret das Zentrum der kenyanischen Läuferelite. Hier in Eldoret, auf einer Höhe von knapp über 2000 Metern über dem Meeresspiegel,

ist die Luft dünn genug für ein Training, das die Leistung von Athleten in niedrigeren Höhenlagen verbessert, so erklären es die Wissenschaftler. Diese Bedingungen verführen jährlich Tausende Sportler aus der ganzen Welt zum Training nach Eldoret und dem kleineren Iten im Grossen Ostafrikanischen Grabenbruch. Den Abstand zu den dominierenden Kenyanern um ein paar entscheidende Sekunden zu verringern, das ist die Hoffnung, und sei sie noch so flüchtig.

Dabei haben Forscher der Universität Bayreuth herausgefunden, dass die Überlegenheit der Kenyaner vor allem an deren geringem Körperfettgehalt und ihrer besonders ökonomischen Muskulatur liegt, einer genetischen Prädisposition. Sie brauchen für eine gewisse Geschwindigkeit weniger Sauerstoff. Offenbar ist ihre Muskelmasse optimal auf die Laufbelastung abgestimmt – Kenyaner verfügen über weniger Muskeln und verbrauchen weniger Sauerstoff auch für jene Muskelgruppen, die nicht am Laufen beteiligt sind, besagt die Studie der Forscher aus Bayreuth. Dazu kommt tägliches, hartes Training in Teams, bestehend aus exzellenten Läufern. Für europäische Marathonläufer, die davon träumen, eines Tages an den Kenyanern vorbeizuziehen, sind die Ergebnisse der Studie ein harter Schlag: «Der Rat, die Muskelmasse zu reduzieren, würde wohl nach hinten losgehen», sagt die an der Untersuchung beteiligte Sportwissenschaftlerin Nicole Prommer in einer dazugehörigen Pressemitteilung. «Weniger Masse zu bewegen, ist nur gut, solange es in einem gesunden Bereich bleibt.»

Auch Eliud Kipchoge lebt und trainiert in dieser Gegend, der 56 Kilo leichte Weltrekordhalter, der Mann, den die Welt bewundert. Eliud Kipchoge hat einen lukrativen Sponsorenvertrag mit Nike. Auch die kenyanische Leichtathletik-Nationalmannschaft wird von dem Sportgiganten ausgestattet – das grosse Feld der sehr, sehr guten Läufer dagegen geht leer aus, auch wenn sie viele kleinere internationale Rennen gewinnen, weil sie immer noch besser sind als so manche nationale Meister in Ländern jenseits von Ostafrika. Das ist die Gruppe von Athleten, in die Enda investieren will.

Aber kann ein Schuh des industriefernen Newcomers genauso gut sein wie einer von Nike? Dessen Ingenieure in langwierigen, teuren Testphasen High-Tech-Produkte entwickeln? In Nikes Modell «Zoom Vaporfly 4% Flyknit», Kaufpreis 250 Franken, lief Kipchoge in Berlin zum Titel des schnellsten Mannes der Welt. Er beschreibt den Schuh als «perfekt, wirklich perfekt».

Der Weltrekordler darf in keine Enda-Schuhe schlüpfen, weil sein Vertrag ihn an Nike bindet. Doch einigen unabhängigen Athleten



gefiel die Idee eines Laufschuhs aus Kenya so sehr, dass sie bereit waren, ihre Expertise zu teilen. Besonders leicht müsse er sein, rieten sie, und trotzdem robust genug, um den Aufprall beim Lauf abzufedern. Dazu flexibel und doch das Fussgelenk ausreichend unterstützend, um Verletzungen zu vermeiden. Diese Grundlagenforschung im Schuhdesign, die auf die Entwicklung eines komplett neuen Produkts zielt, ist in Kenya nahezu unbekannt. Keiner hatte das Wissen oder die Erfahrung, den Schuh nach den technischen Vorstellungen des Enda-Teams zu entwerfen und gleichzeitig das passende Material zu empfehlen. Zwei in den USA ansässige Design-Firmen waren schliesslich am Prototyp beteiligt, unter Mithilfe eines kenyanischen Gestalters.

«Wenn wir schon sagen, dies ist ein Schuh «Made in Kenya», dann muss er auch von uns erzählen», sagt Unternehmerin Osembo-Ombati. Das erste Enda-Modell, «Iten», ein besonders leichter Schuh, der robust genug ist für das Training auf verschiedenen Oberflächen, aber flexibel und grazil für Mittelstrecken-Rennen, steckt voller Verweise auf Kenyas Lauftradition: Der Name zollt dem Ort Iten Tribut, dem Läufermekka Kenyas. Eine Furche in der Sohle sowie eine Kerbe an der Ferse verweisen auf den Grossen Afrikanischen Grabenbruch und das dort gelegene Iten. Die Speerspitze aus dem Landeswappen findet sich auf beiden Seiten des Schuhs; sie ist zudem das Logo des Unternehmens. Den «Iten» kann man in den drei kenyanischen Nationalfarben kaufen: in tiefem Rot, das auf das Blut verweist, das im Kampf um die Unabhängigkeit von der britischen Kolonialmacht vergossen wurde, in Schwarz für Kenyas Bevölkerung und in einem satten Grün, das Kenyas Landschaft und Naturschätze symbolisiert.

Während Eliud Kipchoge an der Ziellinie ausharrt, beobachtet Joan Cherop Massah die Wettläufe an diesem Sonntag in Eldoret vom Start aus, und wer will, kann darin ein Bild erkennen: Kipchoge ist als Weltrekordhalter und Olympiasieger bereits dort angekommen, wo Massah hinwill. Sie aber muss Laufveranstalter über Facebook erst noch auf sich aufmerksam machen. Beide trainieren in derselben Läufergruppe unter Patrick Sang, Eliud Kipchoges langjährigem Trainer und Mentor, in dem Örtchen Kaptagat nahe Eldoret, zusammen mit etwa hundert anderen Läufern. Während Kipchoge sich morgens um kurz vor fünf seine Nike-Laufschuhe anzieht, fährt Joan Massah zur gleichen Zeit in ihre graublauen «Lapatet», Grösse 42. Erst seit zwei Tagen testet sie das zweite Modell von Enda, dessen Name «mit Freude laufen» bedeutet, übersetzt aus dem Kalenjin, der Sprache, die die Leute aus dieser Gegend des Grossen Grabenbruchs sprechen. Endlich ein

für den Marathon geeigneter Laufschuh. Beim Wettkampf im März in Los Angeles unterbot sie in «Lapatet»-Schuhen ihre persönliche Bestzeit, zwei Stunden und 43 Minuten, um sieben Minuten.

Joan Massah ist eine der vielversprechenden jungen Athleten in Kenya, die Enda unterstützt. Nike oder Enda, das sei doch fast dasselbe, wischt sie mit einem Schulterzucken den Effekt jahrzehntelanger Marketingkampagnen vom Tisch. «Ich finde es toll, wenn wir in Kenya selber Laufschuhe herstellen können.» Massah ist 28 Jahre alt, ihr Englisch ungeübt. Sie hat die schmale Gestalt der Langstreckenläufer und trägt die Entschlossenheit von Menschen vor sich her, die schon jung das Zweifeln hinter sich gelassen haben, weil es die Notwendigkeit gibt, nach vorne zu kommen. Weil sie sich hocharbeiten müssen. Von Montag bis Samstag trainiert Massah, um 4 Uhr 50 die ersten 21 Kilometer des Tages, dann folgen ein bis zwei Trainingseinheiten später am Tag, oft wieder lange Strecken.

In Kaptagat teilt sie sich mit ihrer 14-jährigen Schwester Sarah ein winziges Häuschen für 30 Franken Miete im Monat, Küche und Bad im Garten. Im Wohnzimmer sind weisse Spitzendeckchen auf dem Sofa verteilt, als Schutz vor Abnutzung. An der Wand gegenüber hängen Startnummern, Namensschilder und Medaillen von Läufen in Korea, in Italien, in Peru. Ein schief hängender Kalender, auf dem zwei kleine Kinder rote Rosen in den Händen halten. «Elite Athlete» steht auf einer Teilnehmer-Karte. Sowohl Joan als auch Sarah haben ihr eigenes Zimmer. Joan will, dass die Schwester die Schule beendet; die Eltern wollten sie verheiraten. Also hat die ältere Schwester die kleine weggeholt aus West Pokot, wo die beiden aufwuchsen unter ihrem halbnomadischen Volk und von wo Joan Massah mit 14 vor einer Zwangsheirat floh. Die Schule hat sie nie abgeschlossen. Dieser Kreislauf soll sich für Sarah nicht wiederholen. Wie für Daniel bedeutet eine Läuferkarriere auch für Joan eine bedeutsame, wenn nicht die einzige Hoffnung auf eine Zukunft ohne finanzielle Sorgen. Schon jetzt gewinnt sie als Athletin Preisgelder. Weil sie davon der Familie ein Haus bauen und dem Vater Rinder kaufen konnte, sei der nun zufrieden. «Für die Pokot bedeuten Rinder alles. Mein Vater sieht jetzt, wozu Mädchen in der Lage sind.»

Die Tatsache, dass Enda knapp zwei Jahre nach dem ersten produzierten Paar «Iten» im Juli 2017 immer noch Schuhe herstellt und verkauft, dass das zweite Modell «Lapatet» gerade getestet werden kann, ist *harambee* geschuldet: dem kenyanischen Gedanken, in der Not zusammenzuhalten. *Harambee* hat Tausenden Kindern die Schulgebühren bezahlt, Generationen von Menschen in Kenya eine

Universitätsausbildung ermöglicht. Im vordigitalen Zeitalter fanden Spendenaktionen dieser Art auf dem Dorfplatz oder in der Kirche statt – heute bedeutet *harambee*: Schnell und einfach Geld per Handy zu überweisen.

So hat Enda es auch dank der Kombination aus mobilem Geldtransfer, Kenyas Online-Enthusiasmus und dem *harambee* über die Ziellinie geschafft: Nach dem Design und der Taufe von «Iten» 2016 war das Startkapital von Enda verbraucht. Lokale Unternehmen sind extrem zurückhaltend, wenn es darum geht, in Ideen ihrer Landsleute zu investieren. Das Vertrauen in deren Fähigkeiten ist gering, das Risiko eines Verlustes wird als zu gross empfunden. Zum Glück hatte jemand die Idee des *harambee* schon ins Internet übersetzt und Crowdfunding-Plattformen wie Kickstarter erfunden. Osembo-Ombati und Kennedy wollten aber nicht einfach nur Geld für eine Schuhproduktion über Kickstarter sammeln. Sie wollten den Investoren ein Konzept schmackhaft machen: Ein Schuh, entstanden aus kenyanischer Leistungskraft, Ausdauer und Zusammenhalt.

1200 Leute aus 32 Ländern spendeten beim Online-*harambee*. Statt der erhofften 75 000 US-Dollar hatte Enda nach nur drei Kampagnentagen 140 000 US-Dollar mehr auf dem Konto. Nur war der Schuh noch immer nicht kenyanisch genug: Kein Hersteller im eigenen Land wollte und konnte das in Schuhherstellereisen winzige Kontingent von 2000 Paaren «Iten» produzieren. Kenyas Schuhfabrik Bata, ein internationaler Konzern mit Produktionsstätten und Filialen in ganz Afrika, war nicht interessiert. Niemand in Kenya konnte das Obermaterial herstellen. Enda musste nach China ausweichen. Nur dort war man bereit, zu einem Preis zu produzieren, bei dem der Schuh bezahlbar blieb. Wenigstens zusammengesetzt werden die Teile in Kenya.

«Wir machen den Schuh langfristig hier!», insistiert Osembo-Ombati. «Und wenn wir die Leute ausbilden müssen. Wir wollen Arbeitsplätze in Kenya schaffen. Das Land soll an der Weltwirtschaft teilhaben.» Der Plan, den Schuh eines Tages komplett in Kenya zu produzieren, wirkt aus westlicher Sicht anachronistisch: Kaum ein Konsumgut wird heute in ein und demselben Land erdacht, gestaltet, getestet und produziert. Apple produziert in Asien, besteht aber gleichzeitig darauf, seine Erzeugnisse seien amerikanisch. Volkswagen lässt seinen «Polo» für den ostafrikanischen Markt von Arbeitern in Kenya und Rwanda zusammenschrauben. Trotzdem gilt das Auto als ein deutsches Fabrikat.

In einer kleinen Produktionsstätte nahe Mombasa an Kenyas Küste ruckeln drei rote «Iten» ohne Sohlen über ein Fliessband, das wie ein rollender Grill aussieht. Zwei junge Männer in Sport-Shirts und mit Pinseln in den Händen sitzen neben dem Fliessband, jeweils ein blaues und ein grünes Plastikschüsselchen vor sich. Wie Archäologen führen sie die dünnen Pinselchen langsam, fast bedächtig an den unteren Seiten der halben Schuhe entlang und leimen beide Hälften zusammen. Das Ergebnis ähnelt schon einem Schuh. «Hier in Kenya nähen wir zusammen, was wir aus China importieren, bis zum letzten Schritt», sagt Produktionschef Joaya, ein hagerer, ernsthafter Mittvierziger. Dann sagt er mit einem Poster-Leuchten im Gesicht: «Der letzte Schritt ist das Innenfutter, auf dem «Enda» steht.»

In dieser Halle in Umoja wurde im Juli 2017 das erste Kontingent von «Iten» montiert, daran hat sich bis heute nichts geändert. Der erste Schritt zum grossen Ziel der heimischen Komplettproduktion. Die Schnürsenkel sind inzwischen 100 Prozent «Made in Kenya». Enda mietet die Anlage mit etwa 20 Arbeitern für eineinhalb bis zwei Monate pro Produktionsgang. So lange dauert es, um die Aufträge abzuarbeiten, die bis dahin eingegangen sind. Zwischen 140 und 170 Paar «Iten» entstehen pro Tag. Ein Paar kostet etwa 100 Franken und befindet sich damit am unteren Ende der Preisskala für Laufschuhe anderer Marken.

Noch ist mit den durchschnittlich 100 Paaren, die Enda im Monat ausschliesslich online und zu 80 Prozent in die USA verkauft, kein Unternehmen zu machen. Die Verbindung zum amerikanischen Markt kommt über Osembo-Ombatis Partner, Weldon Kennedy. Die Idee, dass Enda hauptsächlich für inländische Läufer produziert, hat sich somit nicht erfüllt – noch nicht. Was den Optimismus der Gründer aber nicht schmälert: «Um wirtschaftlich überleben zu können, müssten wir mindestens 800 bis 1000 Paar monatlich verkaufen», schätzt Osembo-Ombati. «Aber wir sind immer noch da. Allein dass wir hier eine Idee anstossen können, die trotz aller Schwierigkeiten global angenommen wird, das gibt uns Hoffnung.»

Bei der Team-Besprechung an einem Montagmorgen hocken vier Enda-Mitarbeiter um einen rechteckigen Schreibtisch. Es sind 15 Grad Celsius, Winter, für kenyanische Verhältnisse. 15 Quadratmeter Enda im ersten Stock eines Gartenhäuschens, gemietet vom Kuona Trust, einer Künstlerkollektive auf der grünen Seite Nairobis. Draussen öffnen Maler und Bildhauer die schweren Türen von ehemaligen Schiffscontainern, die jetzt Künstlerstudios sein sollen. Gedanken

zum vergangenen Wochenende: «Mir ist mal wieder klar geworden, was für ein riesiges Potenzial wir haben», sagt die Chefin in ihrer überlegten Art. «Manchmal kriege ich bei dem Gedanken eine Gänsehaut.» Die anderen drei starren auf den überfüllten Tisch, aber ihre Worte wirken. «Eines Tages können wir die Nationalmannschaft ausstatten! Wir vergessen nur manchmal, was wir schon erreicht haben.»

Dann sind die Männer dran. Raphael Jani, zuständig für den Verkauf, hat über den Enda-Stand auf einem Strassenfest am nächsten Wochenende nachgedacht: Was kann man tun, damit die Leute sich für die Enda-Story interessieren und nicht nur die Schuhe wollen? «Was unseren Service betrifft, brauchen wir Enda 2.0», findet Buchhalter David Otiso, und das Team stimmt ihm zu, dass sich mit dem neuen Schuh «Lapatet» alle mehr beim Kundenservice anstrengen müssen. Weldon Kennedy, der zweite Chef, grübelt über eine Antwort auf die Frage von Kunden nach, ob «Iten» oder «Lapatet» der bessere Schuh sei. Amüsiertes Kopfschütteln. «Wir müssen dramatisch besser werden in der Facebook-Werbung», mahnt er noch.

Knapp zwei Jahre nachdem aus einer Idee ein Schuh wurde, planen Osembo-Ombati und ihr Geschäftspartner Kennedy die nächste Kickstarter-Kampagne, um «Lapatet» produzieren zu können. Ihr Underdog-Status und der verführerische Gedanke, einem multinationalen Konzern wie Nike mit 20 Franken für ein Startup die Stirn bieten zu können, hat Enda durch die Anfangsjahre getragen. Aber wie viele Menschen kaufen wie oft einen Schuh, nur weil er aus demselben Land kommt wie Eliud Kipchoge?

Am Wochenende sind 20 Bestellungen aus Deutschland eingegangen. Ein Radiosender stellte die Enda-Idee in einem Beitrag vor. Der berühmte blinde kenyanische Läufer Henry Wanyoike trägt seit kurzem Enda-Schuhe – wo sind noch mal die Fotos? Oder die mit der Schauspielerin Lupita Nyong'o, Kenyas erster Oscar-Preisträgerin? Murmeln. Der Textmarker quietscht über die Tafel, auf der alles dokumentiert wird.

Die beiden Chefs fotografieren die Tafel mit ihren Handys ab. Die Spalte «Herausforderungen» ist lang. Die für «Aufgabenverteilung» noch länger.

**KNAPP DANEBEN**

2017 leistete Nike sich die gross angesetzte PR-Kampagne «breaking2», um den damals aktuellen Weltrekord im Marathon zu brechen: Drei Läufer, unter ihnen auch Eliud Kipchoge, traten auf der Formel-1-Rennstrecke von Monza in einem Lauf unter Laborbedingungen an. Ihr Ziel: erstmals den Marathon unter zwei Stunden laufen. Kipchoge verpasste das Ziel um wenige Sekunden, 2:00:25 Stunden lautete seine Zeit. Nike dürfte aber nicht nur an dem Weltrekord interessiert gewesen sein, sondern vor allem daran, die damals neue hauseigene Laufschuhlinie «Zoom Series» zu pushen. Wie wichtig die Schuhe eines Läufers für dessen Leistung sind, weiss die Biomechanik längst: Wer mit leichterem Schuh läuft, spart Energie – und damit Sauerstoff. Pro 100 Gramm gespartem Gewicht wird der Sauerstoffbedarf angeblich um ein Prozent reduziert.

**SCHWIERIGE UMSETZUNG**

Afrika hat viele Rohstoffe – und gute Ideen. Trotzdem profitieren viele Länder des Kontinents nicht davon. Weil es ihnen an einer eigenen Sekundärindustrie mangelt. «Die Diversifizierung und höhere Entwicklung der Wirtschaft bleiben in den meisten afrikanischen Ländern gering», konstatiert ein Bericht des Wissenschaftlichen Dienstes des EU-Parlaments von 2016. Hinzu kommt in vielen Ländern Afrikas die Korruption sowie in manchen eine instabile politische Situation.

**AUTORIN**

Anja Bengelstorff lebt und arbeitet seit 15 Jahren als Journalistin in Nairobi. Sie joggt nicht und ist auch keine Marathon-Läuferin. «Ich fand die Geschichte des Unternehmens bemerkenswert. Die Kombination aus dieser verrückten Idee, die eigentlich gar nicht funktionieren kann, und der Jetzt-erst-recht!-Haltung der Gründer.» Für Bengelstorff ist die Geschichte Endas Teil einer breiteren Diskussion, die momentan in Kenya und darüber hinaus stattfindet. «Man fragt sich: Wer sind wir eigentlich als Afrikaner?», erklärt die Autorin, «welche Identität haben wir?» Zu dieser Frage hat Bengelstorff auch ein Literaturfestival initiiert, das im September erstmals in Nairobi stattfindet und zehn afrikanische Schriftsteller und Autorinnen zusammenbringt. «Die junge Generation beschäftigt sich in ihrem Schreiben mit Aspekten der afrikanischen Geschichte, die sich absetzen vom kolonialen Narrativ», sagt Bengelstorff. «Es ist eine neue Art des Erzählens, eine andere Geschichtsschreibung.»

Mehr zu Afrika:

---

**REPORTAGEN # 31** — *Drohnen statt Esel* — von Hannes Grassegger

---

**REPORTAGEN #30** — *Einstein aus Afrika* — von Christian Schmidt

---